

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 2

Artikel: Europa ist keine Einheit und soll auch keine werden
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

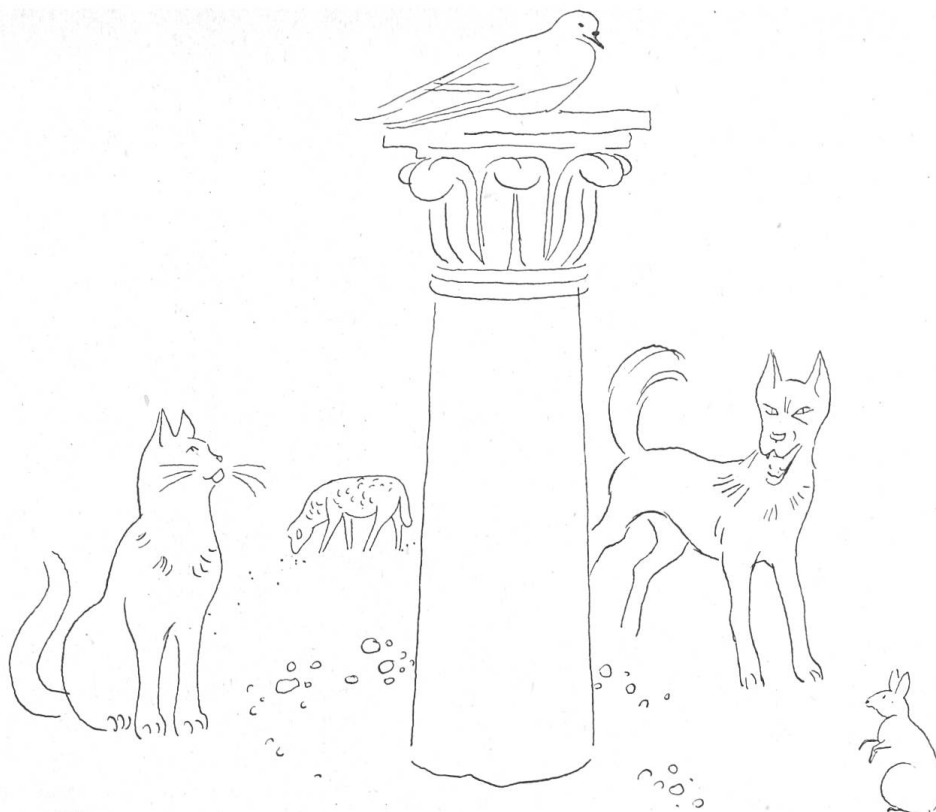
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Europa ist keine Einheit und soll auch keine werden

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

«Meine Damen und Herren!

Ich habe Ihnen gezeigt, daß wirtschaftliche, kulturelle und strategische Gründe gebieterisch einen engen Zusammenschluß Europas verlangen. Wenn unser Kontinent weiterhin an seiner überlebten Kleinstaaterei festhält, so gibt er sich auf. Nur ein geeintes und mächtiges Europa wird uns erlauben, in der Welt jene Rolle zu spielen, die uns auf Grund unserer Vergangenheit zukommt. Genug der Worte, es gilt jetzt zu handeln, und zwar rasch!»

Mit diesen Worten schloß der Referent, ein bekannter Politiker aus Deutschland, seinen Vortrag «Europäische Einigung, ein Gebot der Stunde». Der Beifall der nicht allzu zahlreichen Zuhörer war höflich, aber zurückhaltend.

Der Vortragende nahm einen Schluck Wasser und verließ ziemlich rasch den Saal. Er war offenbar darüber enttäuscht, wie wenig Verständnis man in der Schweiz, dem Europa im kleinen, der Idee des Europas im großen entgegenbrachte. Und ich kann mir vorstellen, wie die Herren vom Vorstand dem Gast nachher erklärten: «Sie müssen sich gar keine Vorwürfe machen, das ist leider bei uns immer so, wenn jemand über Europa redet. Unsere Landsleute sind in dieser Beziehung merkwürdig wenig aufgeschlossen. Vielleicht geht es ihnen zu gut.»

Ich bin anderer Ansicht. Mir scheint diese abwartende und etwas mißtrauische Haltung weder eine Folge von sattem Egoismus noch von reaktionärer Gesinnung, sondern Ausdruck des einzigartigen politischen Instinktes unseres Volkes, für den die letzten Jahrzehnte ja so viele Beweise erbracht haben. Ich bin

der letzte, der behaupten möchte, die Schweizer seien gescheiter oder besser als andere Völker, aber ich glaube, daß das Schweizervolk zwar alle möglichen Fehler besitzt, aber mit einer Fähigkeit in besonderem Maße ausgezeichnet ist: dem politischen Instinkt. Ich habe immer wieder feststellen müssen, daß der durchschnittliche Gemeindepräsident einer kleinen schweizerischen Gemeinde mehr von Politik versteht als der durchschnittliche Maire einer französischen Großstadt, daß der durchschnittliche bernische Großrat klarere Erkenntnisse über die Grenzen und Möglichkeiten des politisch Erreichbaren hat als der durchschnittliche deutsche Bundestagsabgeordnete.

Europa ist zu klein und zu groß

Es ist schwer zu sagen, worauf unser Mißtrauen gegenüber dem geplanten europäischen Staat beruht, denn dieser Plan ist vorläufig noch ein etwas nebelhaftes Gebilde, und seine Anhänger kommen aus den allerverschiedensten Lagern. Sie umschließen Pazifisten und Militaristen, Liberale und Planwirtschaftler; alle diese Gruppen sind sich darüber einig, daß ein vereinigtes Europa wünschbar wäre, davon aber, wie es aussehen sollte, haben sie sehr verschiedene Vorstellungen. Sie alle nehmen aber etwas als selbstverständlich an, dem wir Schweizer nicht zustimmen können: sie glauben a priori, das Große sei dem Kleinen an sich überlegen. Sie erblicken in der Schaffung eines größeren Lebensraumes einen undiskutierbaren Fortschritt. Und das scheint mir nun ganz und gar nicht zu stimmen.

Es trifft nicht einmal auf jenem Gebiet zu, wo man es noch am ehesten vermuten könnte, auf dem der Wirtschaft. Es ist durchaus nicht sicher, wie etwa behauptet wird, daß die Vereinheitlichung Europas zu einem einzigen Wirtschaftsgebiet für die Schweiz ein Vorteil wäre. Man darf bezweifeln, ob unsere Exportindustrie sich gleichermaßen entwickelt hätte, wenn schon vor sechzig Jahren ein europäischer Zollverein existiert hätte, dem wir angehört hätten.

Es ist nicht wahr, wenn man sagt, daß Europa das natürliche Absatzgebiet für unsern Export darstelle. Es gibt weder natürliche noch un-natürliche Absatzgebiete. Sobald man in ein Land verkaufen kann, ist das Absatzgebiet

natürlich. War etwa Indien ein «natürliches Absatzgebiet» für die glarnerischen Baumwoll-drucke? Indien grenzt ja nicht an den Kanton Glarus, und man kann auch nicht sagen, alte freundschaftliche Beziehungen oder eine gemeinsame Kultur hätten diese Länder von jeher verbunden.

Die Schweizer haben schon zu Zeiten, wo es noch keine Eisenbahnen und keine Dampfschiffe gab, ihre Waren in die ganze Welt geliefert. Bei den heutigen Verkehrsmitteln spielt die Entfernung dort, wo es sich, wie bei uns, um hochwertige Qualitätsprodukte handelt, erst recht keine Rolle mehr. Uhren lassen sich nach Santiago so gut transportieren wie nach Bonn.

Die schweizerische Exportindustrie hat von jeher die ganze Welt als ihr Absatzgebiet betrachtet, und sie ist gut gefahren damit, bestimmt besser, als wenn wir als Mitglied eines europäischen Zollvereins von den außer-europäischen Handelsabmachungen dieses Wirtschaftsgebietes abhängig gewesen wären. Sehr oft ist der Schwache am mächtigsten allein.

Sicher haben wir Interesse an der Liberalisierung der Wirtschaft und am Abbau der Zollschränken, aber nicht nur der europäische Handel, sondern der Welthandel sollte mehr Freizügigkeit genießen.

Stellt man sich übrigens wirklich vor, was ein restloser Abbau der Zollschränken — und der ist ja das Ziel der Paneuropäer — z. B. für unsere Landwirtschaft bedeuten würde? Sicher bekämen wir dann billigere Lebensmittel, aber in wenigen Jahrzehnten würde unser Bauernstand verschwinden. Wollen wir das wirklich? Eine restlose Eingliederung der Schweiz in einen europäischen Wirtschaftsraum mit der Folge der intereuropäischen Freizügigkeit würde einem Dammbruch gleichkommen. Wir würden überschwemmt, nicht nur mit Waren, sondern mit Menschen aus halb Europa und in kurzer Zeit an die Wand gedrückt.

Photo:

C. A. de Bary

Im Atelier des Schaufensterdekorateurs

Auch für unsere Finanzen und für unsere Währung könnte ein enger Zusammenschluß mit unsern Nachbarn höchst gefährlich werden. Wenn ein Mann, der am Konkurs herum-macht, mit einem solventen Partner zusammen eine Kollektivgesellschaft gründet, so ist es zwar möglich, daß der eine von beiden ein gutes Geschäft macht, aber sicher nicht der Zahlungsfähige. Die Grille ist immer bereit, mit der Ameise Gütergemeinschaft einzugehen. Nun könnte man mit Recht einwenden, daß keine Idee durchführbar ist, ohne daß die Beteiligten Opfer bringen. Es ist aber nicht einmal sicher, daß dieses Opfer den andern überhaupt etwas nützen würde. Es ist doch immerhin interessant, festzustellen, daß schon vor dem Krieg die kleinen europäischen Länder trotz ihrer Überbevölkerung, trotz den Zollschränken, auf die sie überall stießen, eine blühendere Wirtschaft besaßen als die großen europäischen Nationen mit mehr Wirtschaftsraum.

Wenn die Vereinigten Staaten heute das reichste Land der Welt bilden, dann nicht nur oder nicht einmal vor allem deshalb, weil sie einen riesigen Wirtschaftsraum zur Verfügung haben, sondern weil die Amerikaner ganz bestimmte einzigartige geschäftliche Fähigkeiten besitzen.

Der Großbetrieb ist zwar dem Kleinbetrieb in vielen Beziehungen überlegen. Trotzdem zeigt die Erfahrung, daß die Klein- und Mittelbetriebe sich im Daseinskampf ebensogut behaupten können wie die Mammutunternehmen. So ist es auch mit den Staaten. Der große Wirtschaftsraum hat unendliche Vorteile, aber ebenso große Nachteile. Die kleine Wirtschaftseinheit ist beweglicher, anpassungsfähiger; viele Fragen lassen sich im begrenzten Gebiet eines kleinen Staates besser lösen. Der Arbeitsfriede in der Maschinenindustrie, dieses Abkommen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, auf das wir mit Recht stolz sind, war sicher nur möglich in der besondern Atmosphäre des Kleinstaates.

Photo :

C. A. de Bary

Im Atelier des
Schaufensterdekorateurs

Grenzpfähle als Friedenssicherung Das Ziel jeder vernünftigen Politik ist der Friede. Das sind die guten Staatsmänner, die es verstehen, ihren Mitbürgern ein Leben in Friede und Freiheit zu ermöglichen. Zeigt aber nicht wiederum die Geschichte, daß die kleinen Staaten bessere Garanten der Freiheit der Bürger sind als die großen? Ich bin deshalb überzeugt, die Freiheit der verschiedenen Volksstämme in Europa ist besser gewährleistet, wenn sie getrennt bleiben, als wenn sie sich vereinigen.

Natürlich kann man nach diesen furchtbaren Kriegen das Bedürfnis des heutigen Menschen nach Verbrüderung verstehen. Im Herzen von uns allen liegt die Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach einer Form des menschlichen Zusammenlebens, wo der Mensch nicht mehr des Menschen Feind ist, wo wir ohne Mißtrauen unserm Nächsten die Bruderhand entgegenstrecken können. Es ist deshalb begreiflich, daß die Idee eines Paneuropa gerade bei vielen geistigen Menschen einen tiefen Widerhall findet.

Aber die Sehnsucht nach dem ewigen Frieden hat schon viel Unheil angerichtet. Vor allem muß man daran denken, daß sentimentale Verbrüderung noch nicht Brüderlichkeit schafft, so wenig wie ein erotischer Rausch eine dauernde Ehegemeinschaft.

Echte politische Lösungen rechnen deshalb mit der menschlichen Natur und verbrüdern sich nicht nur, sondern grenzen auch ab.

Da kommen sogenannte Vertreter der europäischen Jugend irgendwo in einem Lager zusammen. Die Wogen der Begeisterung gehen hoch. Es findet eine allgemeine Verbrüderung statt, und man ist furchtbar stolz, wenn man am Schluß unter dem Blitzlicht der Photographen irgendeine Grenzbarriere niederreißt.

Es ist ein ungeheurer Irrtum, zu glauben, Mauern dienen dem Streit und das Niederreißen von Mauern schaffe Gemeinschaft. Die Frage, ob es richtig ist, eine Mauer niederzureißen, oder ob im Gegenteil eine Mauer aufgebaut werden soll, kann nur von Fall zu Fall beurteilt werden.

Wo gibt es weniger Streit, wo Nachbarn in eigenen Häusern wohnen oder wo sie in der gleichen großen Mietskaserne hausen? Wo gibt es weniger Differenzen, wo jedes Familienglied sein eigenes Zimmer hat oder wo die

ganze Familie in einem einzigen Raum zusammenleben muß?

Es ist nicht wahr, daß die Menschen Streit und deshalb Krieg bekommen, weil sie sich nicht kennen, sonst gäbe es ja keine Bürgerkriege und keinen Streit unter Verwandten. «Alle Menschen sind Brüder, deshalb gibt es

so viel Streit auf der Welt», sagt ein chinesisches Sprichwort.

Wenn Griechen und Schweden, Franzosen und Schweizer, Deutsche und Holländer unter einem Hut leben müßten, so wäre dadurch keine Garantie eines friedlichen Zusammenlebens geschaffen, sondern im Gegenteil:

Höhepunkte des Lebens



Wenn Sie nach einem angeregten Abend mit aller Kraft versuchen, Ihren Wagen aufzuschließen, glücklich den Schlüssel im Schloß abbrechen und plötzlich entdecken, daß es gar nicht Ihr eigener, sondern der Wagen anderer Gäste ist, denen Sie nun jede Möglichkeit zur Heimfahrt genommen haben.

dann erst würde man sich in unendlichen Kämpfen verzehren.

Der Wolf im Schafspelz Nun sagt man allerdings, der neue europäische Staat werde selbstverständlich nach schweizerischem Vorbild föderalistisch aufgebaut sein. Der Föderalismus genügt aber nicht, es braucht auch Föderalisten. Eine Verfassung kann auf dem Papier noch so schön aussehen, was in Tat und Wahrheit aus ihr wird, hängt ausschließlich von den Menschen ab, die sie handhaben. Haben wir nicht alle erlebt, wie die schönsten demokratischen Verfassungen leere Worte blieben, weil ihre Träger keine echten Demokraten waren?

Ich zweifle nicht daran, daß ein geeintes Europa eine föderalistische Verfassung erhalten würde, mit der wir uns ohne weiteres einverstanden erklären könnten, aber es fehlt mir der Glaube, daß diese Verfassung auf die Dauer durchgeführt würde.

Es ist eine Tatsache, über die man nicht hinwegkommt, daß die zahlenmäßig wichtigsten Nationen in Europa, die Franzosen wie die Deutschen, ausgesprochene Zentralisten sind. Die Deutschen haben immer die Neigung, ein einheitliches System aufzubauen und dieses dann mit rücksichtsloser Konsequenz anzuwenden, d. h. gleichzuschalten. Sogar jetzt, im neuen Deutschland, finden die Bestrebungen, in den deutschen Ländern und Gemeinden eine gewisse Selbstverwaltung zu entwickeln, wenig Verständnis. Wie kann man dann erwarten, daß die gleichen Menschen sich im neuen Europa anders verhalten würden? Und wie kann man so etwas von den Franzosen erhoffen, die nicht nur jetzt noch davon überzeugt sind, daß die «Civilisation française» allen andern Kulturformen weit überlegen ist, sondern die auch im eigenen Lande rücksichtslose Zentralisten sind? Die Vielfältigkeit, die uns so wichtig ist, ist ihnen unsympathisch. Sie haben das kulturelle Leben der französischen Provinzen rücksichtslos vernichtet und alles in Paris zentralisiert. Muß es uns Kleine nicht stutzig machen, daß sich gerade die Großen für das vereinigte Europa besonders begeistern? Mit großer Naivität verkünden dabei französische Politiker, daß dieses neue Europa selbstverständlich unter französischer Führung stehen müsse. Und wenn man mit deutschen Anhängern des vereinigten Europa spricht, so hört man im-

mer wieder folgendes sagen: «Man kann uns Deutsche unmöglich auf die Länge drunten halten. Warten Sie nur mal, bis sich Europa geeinigt hat, und dann werden wir mit unserer Arbeitskraft und unserem Organisationstalent die Sache schon schmeißen.»

Nun, so wurde weder von den Urnern, noch von den Schwyzern, noch von den Unterwaldnern gesprochen, als sie sich 1291 zusammenschlossen.

Vielleicht kann man den Franzosen und den Deutschen solche Gedankengänge nicht einmal übelnehmen. Große Völker neigen immer zum Imperialismus. Aber eine ganz andere Frage ist die, ob wir Kleinen dienstfertig die Bügel halten sollen, damit sich die zukünftigen Herren bequemer aufs Roß setzen können.

Es ist auch auffallend, daß es in Deutschland neben vielen echten Idealisten die alten Nationalsozialisten und in Frankreich und Italien die alten Faschisten und Kollaborateure sind, die sich in besonderem Maße für die Vereinheitlichung Europas begeistern. Sie wittern Morgenluft; das von ihnen schon früher propagierte «Neue Europa» scheint ihnen ein geeigneter Tummelplatz, um ihre unterdrückten Machtgelüste befriedigen zu können. Die europäischen Faschisten verfügen bereits über eine eigene Monatsschrift «Nation Europa». Dort wird eine europäische Nationale propagiert, deren Kern selbstverständlich ein nationalsozialistisches Deutschland bildet. Auch in der Schweiz werden von ehemaligen Frontisten solche Ziele im «Turmwart» verfolgt.

Diese Kreise und auch Europaanhänger anderer Nationen träumen von einer zukünftigen europäischen Großmachtpolitik, die eine deutliche antiamerikanische Spitze trägt. Das sind für uns Angehörige der kleinen, wirklich friedliebenden Nationen gefährliche Perspektiven. Es genügt uns sicher, daß wir einen potentiellen Gegner besitzen, die Russen. Und das Schlimmste, was uns passieren könnte, wäre, daß wir in irgendeiner Kombination in einen Gegensatz zu England und Amerika hineinmanövriert würden.

Europa ist keine Einheit Alle diese Einwände sind den vielen gutgesinnten Anhängern einer zukünftigen Europa-Union auch bekannt, und eben deshalb bemühen sie sich, in Vorträgen, Büchern und Tagungen



Abenteuerliches Leben auf hoher See
 . . . Auch in unsern Alltag kann Spannung gebracht werden — mit einem Los der Landes-Lotterie!

ZIEHUNG 8. NOVEMBER

Einzel-Lose zu Fr. 5.— und 5er-Serien zu Fr. 25.— mit einem sicheren Treffer und fünf weiteren Gewinnchancen oder Serien zu 10 Losen Fr. 50.— mit zwei sicheren Treffern sind bei allen Losverkaufsstellen und Banken erhältlich. Einzahlungen an Landes-Lotterie, Zürich, VIII 27600.

LANDES—LOTTERIE

eine neue europäische Gesinnung zu fördern. Soweit darunter die Bekämpfung des Nationaldünkels und die Hebung der Einsicht für die Notwendigkeit eines friedlichen Zusammenlebens verstanden wird, ist gegen eine solche Tätigkeit sicher nichts einzuwenden, höchstens könnten auch da die Schweizer, Schweden, Holländer, Dänen usw. sagen, sie hätten diese Lektionen nicht nötig, und wenn sie von Angehörigen von Nationen erteilt würden, die sich hundert Jahre lang durch besonderen Chauvinismus auszeichneten, so sei das etwas merkwürdig. Es ist immer etwas eigenartig, wenn ein Wolf die Mönchskutte anzieht und den Schafen friedliche Gesinnung predigt.

Diese Erziehung zum Europäertum besteht nun aber meistens darin, daß man versucht, die nationalen Unterschiede auszurotten.

So schreibt z. B. Sartre zu diesem Thema:

«Im politischen, sozialen, wirtschaftlichen, ja selbst im metaphysischen Bereich besteht für den heutigen Europäer die gleiche Situation. Infolgedessen steht zum Beispiel ein französischer Student einem Berliner Studenten viel näher als einem Studenten aus Boston oder Princeton.

Wir bemerken hier ein sehr ungewöhnliches Verstehen, das mir bei Reisen, bei der Begegnung mit Menschen anderer Länder, durch verschiedenartige Eindrücke verdeutlicht wurde. Vor dem Kriege traf man im Ausland außerordentlich höfliche, lebenswürdige Leute, die sich bemühten, die Ansichten eines Fremden zu verstehen, aber meistens dabei doch unverbindlich blieben. Die nationalen Probleme waren zu verschiedenartig, die Anliegen, die Kulturen. Wenn man heute Schweden, Holländern oder Griechen begegnet, ist der Kontakt ganz selbstverständlich da. Ob man vom Krieg, von der amerikanischen Literatur, vom neuesten Buch spricht — das Thema ist unmittelbar gegeben; man redet nicht in derselben Zunge und doch die gleiche Sprache. So entdecken wir sehr deutlich die Elemente einer europäischen Kultur. Noch existiert sie nicht, aber wir besitzen ihre grundlegenden Elemente, weil eine gemeinsame Problemstellung existiert und weil, wie ich schon bemerkte, die Einheit der Kultur bedingt ist durch eine wirkliche soziale und ökonomische Einheit der Gesellschaft.»

Es ist wahr, mit vielen Vertretern europäischer Nationen, die man trifft, ist sofort eine Beziehung da, die auf einer in vielen Punkten gemeinsamen Lebensanschauung beruht. Aber das gleiche gilt auch von den Engländern.

dern, Amerikanern, Kanadiern, Südafrikanern, Neuseeländern. In vielen Dingen verstehen wir Schweizer uns besser mit den Angehörigen der europäischen Nationen, in andern sind uns die Angelsachsen mehr wesensverwandt. Ein Mann von Boston, wenn er nicht gerade zu dem etwas snobistischen, exklusiven, aber zahlenmäßig ganz kleinen Set von Beaconhill gehört, denkt z. B. sicher über die Demokratie ähnlicher wie ein Schweizer als etwa ein Italiener oder gar ein Deutscher.

Hinter den Bergen wohnen auch Menschen. Alle Menschen sind sich im wesentlichen ähnlich. Die Lebensgewohnheiten und das Aussehen eines tibetanischen Nomaden sind sehr verschieden von denen eines schweizerischen Postbeamten, aber in der Seele beider tobt der gleiche Kampf zwischen Geist und Ungeist, und beide schauen zu den gleichen Sternen auf, beide lieben ihre Kinder, und beiden bereiten ihre Kinder Freuden und Enttäuschungen.

Aber nicht nur die Gemeinsamkeit, auch die Verschiedenheit ist eine Tatsache. Wenn Kipling auch nicht recht hatte, als er sagte «Ost ist Ost und West ist West, und nie werden die beiden zusammenkommen», so ist es doch keine Frage, daß es Kulturkreise gibt, die auf einen Nenner gebracht werden können, wenn man diesen groß genug wählt. So kann man sicher mit Recht von einer westlichen Kultur reden, die sich stark von jener Asiens unterscheidet. Dagegen scheint es mir falsch, die Einheit einer europäischen Kultur zu konstruieren und diese der amerikanischen entgegenzusetzen. Ein Zürcher, der nach Amerika auswandert, kann sich dort ebenso leicht assimilieren wie in Berlin oder Rom und wahrscheinlich leichter als in Griechenland oder Korsika.

Es gibt eine abendländische Kultur, aber diese umfaßt nicht nur die Europäer im alten Kontinent, sondern auch jene, die sich in andern Erdteilen niedergelassen haben. Sie alle haben ein gemeinsames geistiges Erbe zu verteidigen.

Einheit in der Vielfalt Auch innerhalb dieser Gemeinschaft gibt es aber große Verschiedenheiten, und die Bedeutung und Stärke Europas scheint mir gerade in der Verschiedenartigkeit seiner Völker zu beruhen.

Welch armseliges Land wäre die Schweiz ohne die Eigenart ihrer Kantone; wenn die Berner,



*«Es ist keiner groß
vor seinem Kammerdiener!»*

sprach Napoleon I. Und so ist es: der größte Feldherr, der bedeutendste Geist verliert viel von seinem Nimbus, wenn er im Nachthemd dasteht.

«Ein Pyjama also?» hören wir Sie fragen. «Ich will kein Pyjama, ich mag kein Pyjama! Es schnürt mich ein, man schläft nicht bequem... zum Kuckuck mit dem Pyjama.» Wir begreifen jene, die so reden: sie kennen eben das Scherrer-Pyjama noch nicht, mit seinem perfekten englischen Schnitt, dem regulierbaren, elastischen und samtweichen Nobelt-Gürtel — wie wohl fühlt man sich in einem Scherrer-Pyjama!

In den meisten guten
Geschäften erhältlich

Scherrer
Nobelt



Fabrikant:
AKTIENGESELLSCHAFT JACOB SCHERRER
ROMANSHORN TEL. (071) 6 33 33



Wenn er wüßte, wie sehr Forsanose hilft . . .

er würde wie Zehntausende von Schweizer Kindern diese herrliche Kraftnahrung genießen.

Die Aufgaben gehen leichter . . .

und innere Kraft macht aufgeweckt und froh, steigert Spiellust und Lebensfreude.

Mütter, denkt daran . . .

wie wichtig gerade jetzt, im starken Wachstum, die Forsanose-Aufbaustoffe sind!

Forsanose ist äußerst wertvoll im Gehalt, herrlich im Geschmack und verleidet nie!

Forsanose

Viel Gehalt - mehr Genuß

**Original-Packungen zu 500 g und 250 g
überall erhältlich**

FOFAG, FORSANOSE-FABRIK, VOLKETSCHWIL/ZCH.

Basler, Zürcher, Tessiner, Waadtländer, Bündner alle zu einer Einheit zusammengeschmolzen worden wären!

Und welch ein kläglicher Kontinent wäre ein geistig und kulturell gleichgeschaltetes Europa! Es wäre nichts anderes als eine Karikatur der Vereinigten Staaten, mit allen Nachteilen, aber ohne deren Vorteile.

Das ist etwas, das leider auch die Amerikaner, diese «terribles simplificateurs», viel zuwenig einsehen. Mir scheint, sie täuschen sich auch, wenn sie meinen, ein gleichgeschaltetes Europa wäre besser imstande, sich gegen Rußland zu wehren. Die Wurzeln der Kraft des europäischen Menschen liegen nach wie vor in seiner Nation. Die Franzosen, die Deutschen, die Schweizer sind durchaus fähig, zur Verteidigung Europas die größten Opfer zu bringen, aber nur, wenn dieses Europa ihnen gleichzeitig ihre Existenz als Deutsche, Franzosen und Schweizer garantiert. — Ganz abgesehen davon, daß ein vereinheitlichtes Europa viel mehr der Vermassung und infolgedessen auch innenpolitisch viel mehr der Gefahr des Kommunismus ausgeliefert wäre.

Es ist heute Mode, den Nationalstaat als überlebte Einrichtung zu verspotten. Aber entstehen nicht immer wieder neue Nationalstaaten und beweist nicht die Geschichte, daß die Nation der Boden ist, welcher Kräfte freimacht, wie es ein verschwommener Internationalismus nie tun kann?

Der Nationalstaat ist nicht ein Feind der Kultur, sondern, im Gegenteil, ihr fruchtbarster Nährboden. Je deutscher die Deutschen, je französischer die Franzosen, je italienischer die Italiener sind und bleiben, um so größere Kulturleistungen werden sie hervorbringen.

Patriotismus ist nicht gleichbedeutend mit Pfahlbürgertum. Entwicklung des nationalen Lebensstiles heißt selbstverständlich nicht, daß die «splendid isolation» zum Ideal werden müsse. Die Völker sind heute voneinander so abhängig, daß viele Aufgaben nur gemeinsam gelöst werden können. Dazu ist aber durchaus kein Superstaat notwendig.

Die meisten internationalen Fragen kann man durch zwischenstaatliche Vereinbarungen lösen, wie das schon früher auf dem Gebiete des Post- und Eisenbahnwesens, des Patentschutzes, der Maße und Gewichte usw. geschehen ist.

Auch wenn eine Stadt sich ausdehnt, tauchen ja Probleme auf, die gemeinsam mit den Vor-

ortsgemeinden angepackt werden müssen. Dazu ist es aber durchaus nicht notwendig, daß man zu dem Radikalmittel der Eingemeindung schreitet und einen ungesunden Wasserkopf schafft. Durch vernünftige Sonderabkommen und die Gründung von Zweckverbänden kommt man besser zum Ziel. Wenn man heute nochmals abstimmen könnte, würde Zürich z. B. seine Vororte wahrscheinlich nicht mehr eingemeinden.

Die Europäische Zahlungsunion und der Schumann-Plan stellen solche Versuche dar, durch zwischenstaatliche Abkommen gemeinsame Probleme in Europa zu regeln. Vor allem macht die Bedrohung aus dem Osten eine Verständigung in militärischen Fragen nötig. Aus diesem Bedürfnis heraus entstand der Atlantikpakt, der den Ausbau der Verteidigung des Westens bezweckt. Er hat aber zu seinem Funktionieren durchaus nicht das Niederreißen der europäischen Grenzen zur Voraussetzung.

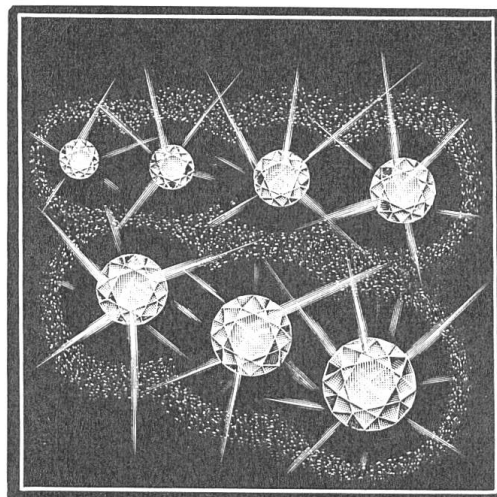
Über Europa hinaus

Bis jetzt hat es sich gezeigt, daß alle diese Institutionen nur funktionieren können, wenn Amerika mitmacht. Auch ein unfiziertes Europa wäre wirtschaftlich und militärisch zu schwach, um allein den Kampf auszufechten und eine eigene Politik zu führen.

Mit Recht wurde von Rappard festgestellt, daß eine auf das heutige Westeuropa beschränkte Union sich weder die Waffen noch das Brot zu geben vermöchte, die nötig sind, um die Gefahr abzuwenden; aber auch aus politischen Gründen scheint es mir im Interesse der kleinen Staaten Europas erwünscht, daß auch ein loser Zusammenschluß der europäischen Staaten nicht erfolgt, ohne daß die Amerikaner dabei sind. Wenn schon einmal ein enger Zusammenschluß erfolgen sollte, dann wäre eine Atlantikunion für die europäischen Kleinstaaten sicher eine bessere Lösung als ein auf Europa beschränkter Zusammenschluß, und zwar deshalb, weil die angelsächsischen Staaten größeres Verständnis für die Freiheit und mehr Erfahrung im föderativen Zusammenleben haben als die in Europa tonangebenden Nationen.

Für die schweizerische Neutralität werden sich allerdings so oder so schwierige Probleme ergeben.

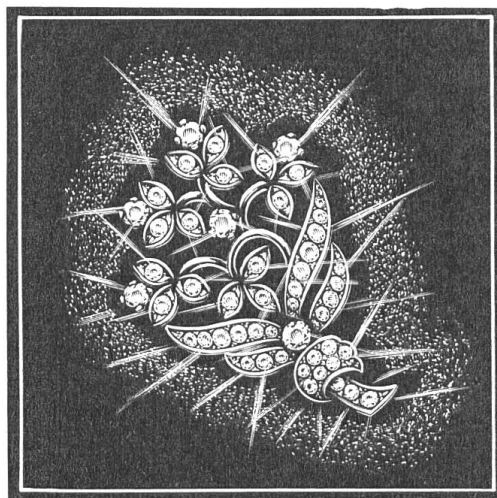
Vorläufig aber leisten wir jedenfalls nicht nur



Sprühende Brillanten

Ein gleißender Schatz, eine große Auswahl wertvoller Steine liegen in unsern vier Detailgeschäften, und laufend sind besonders begehrte, seltene Stücke von 3, 4 und mehr Karat unterwegs, um bald in Luzern, bald in Genf, in Zürich oder St. Moritz genießerisch bewundert zu werden.

Wir wissen, daß Brillanten fast immer Gaben der Liebe sind, geschenkt, um die Erinnerung an strahlende Glückstage des Lebens ewig frisch und leuchtend zu erhalten: den Hochzeitstag, eine glückliche Geburt, einen großen Erfolg, die silberne Hochzeit. Birgt Ihr Leben noch andere Tage beseligenden Erinnerns?



Ein Blütenzweig voll glitzernder Brillanten, 1.43 kt., delikate auf Weißgold gesetzt. Als Brosche oder Klip Fr. 2775. Ein edler Schmuck, der nicht nur jede Frau, sondern sogar jedes Kleidungsstück adelt.

GÜBELIN

Luzern, Schweizerhofquai 1
Zürich, Bahnhofstr. 37 Genf, Rue du Rhône 60
St. Moritz, Haus Surselva

*Wir fordern die Leser auf, uns ähnliche Erinnerungen einzusenden, die in diese Rubrik passen.
Sie sollen nicht länger als eine Schreibmaschinenseite sein.*

ES SIND NOCH KEINE 30 JAHRE HER, DASS . . .

1. in unserem Bergbauerndorf im Kanton Graubünden, das, nebenbei gesagt, nur 1000 Meter hoch liegt und gar nicht so fernab vom Verkehr, noch keine einzige Wirtschaft bestand. Es war auch kein einziger Verkaufsladen vorhanden. Was zuzukaufen war (gelegentlich etwas Mehl, sofern man nicht genügend Eigenproduktion hatte, etwas Zucker und Kaffee), wurde einmal im Jahre gekauft, wenn man « ins Land » ging, d. h. ins Taldorf hinunter, wohin man aber jeden Sonntag zur Kirche ging.

2. mein Großvater Kleinbauern Geldbeträge als Darlehen lieh, ohne jede Sicherheit. Selbst auf ein «Obligo» (Quittung) wurde verzichtet.

Dennoch kamen die Leute mit absoluter Sicherheit auf Martini zum Zinsen. Dann, bei dieser Gelegenheit, lud er sie selbstverständlich zum «Zmarend» (Mit-

tagessen) ein. Wenn aber ein schlechtes Erntejahr war, verzichtete er auf die Zinsen mit der Begründung: «Wenns anderen schlächt geit, mueß ünsch nid viel besser gahn.»

So hoch hielt man damals noch Treu und Glauben in der bauerlichen Dorfgemeinschaft.

Als dann Großvater starb, kamen die Schuldner auch zur Beredigung und hofften, die bisherige Vereinbarung werde durch die Erben erneuert. Dem war aber leider nicht mehr so, denn aus dem Sohn des Bergbauern war ein gescheiter, rechnender und « englisch » buchhaltender Landwirt geworden.

3. in unserem Dorf von den Bauern nur dann Wein — aus Eigenkelterung — getrunken wurde, wenn es sich um einen wichtigen Familienanlaß handelte. Man würdigte dieses Getränk mit viel Ehrfurcht, weil «ja auch der Herr Jesus mit seinen Jüngern zum Abendmahl

sein Wyn und Brot in vollen
Trüen getruchen hab».

4. in unserem Dorfe der Schuhmacher zur Stör kam wie auch der Tretschelmacher (Strickmacher, Seiler), der auch häuten konnte (herrührend von der Hausschlachtung) und Lederseile machte. Sein Handwerk galt als das fürnehmste neben dem eines Zimmermanns.

5. die Mannen unseres Dorfes, wenn sie zu Markte gingen, Spis und Trank im «Ranzen» mit sich nahmen und nach getanem Handel außerhalb des Marktes aßen. Dies geschah nicht etwa aus Geiz, sondern war Auswirkung des Grundsatzes der Selbstversorgung, die allezeit und überall Geltung hatte.

Dem Wyb brachten sie dann ein paar «Miggen» (Weißbrot-Schilde) heim. Die Frau wußte diese Anerkennung zu schätzen, Hauptsache war ja, daß er «an schi gedeicht» (gedacht) hatte.

Dr. C.